

Novellette von Gustav Sander.

Am Stammtisch in der „Goldenen Sonne“...

„Sie mögen sagen, was Sie wollen“...

„Nehlgelassen, mein lieber Brandes“...

„Und auch darin, Herr Oberförster“...

„Ihre Streiffrage, meine Herren“...

worden; das Geld dem Hotelier zur

Wartung zu übergeben, dazu war

ich bei dem Drängen meines Freundes

nicht gekommen. Jedemfalls erinnerte

ich mich noch, genau, mich am Abend

wiederholt vom Verschwinden der

Tasche überzeugt zu haben. Aber

war diese Versicherung, und es war

ein Zweifel, daß mir das Geld in jenem

Local gestohlen worden war!

Die Wirkung dieser Wahrnehmung

war für mich eine völlig vernichtende.

Ich fand einen Augenblick wie ver-

schimmert, alles Blut schien mir in den

Abern zu stocken, es war mir, als ob

sich eine unsichtbare Faust um meine

Gurgel legte und mich langsam er-

würgte.

Mit Mühe schleppte ich mich nach

dem nächsten Stuhl. Das Schreck-

liche meiner Lage trat mir klar vor

Augen. In leichtfertiger Gesellschaft

anvertrautes Geld verjubelt — dieses

Raiszeichen war mir für mein Leben

lang auf die Stirn gedrückt, und mit

ihm war alles Glück, das ich von der

Zukunft erhoffte, vernichtet.

Meine Verbannung mit Hanneken

musste zurückgehen, denn es war aus-

geschlossen, daß Justizrath Köbel seine

Tochter einem Manne gab, der sich auf

diese Weise um Ehre und Reputation

gebracht. Auch meine Stellung mußte

ich verlieren, denn auch das erschien

ausgeschlossen, daß mein Chef einen

Proturisten von solchem Reumund be-

halten konnte. Es erschien unter den

gegebenen Umständen sogar zweifellos,

Indessen, ich will mich kurz fassen.

Ich verarbeitete einen mir für meine

Zwecke geeignet erscheinenden Men-

schen, sich zu mir zu setzen. Nach einer

halben Stunde waren wir einig. Ich

schweigte die Menschen zusammen.

Verpackt ihm zweihundert Mark für

ein risikofreies Unternehmen. Er hatte

weiter nichts zu thun, als morgen früh

Punkt elf Uhr, mit einer Hotelbienen-

mütze versehen, im Schalterraum des

Westbahnhofs, während ich am Post-

schalter für Durchreisende einen Ein-

schaltbrief ausgab und einige Mar-

ken einwarf, meine zur Seite gestellte

schwarze Handtasche zu nehmen und

damit in unauffälliger Weise zu ver-

schwinden.

Würde er, was nicht zu erwarten

stand, festgenommen werden, so war

ich ja da, um für ihn einzutreten. Am

Abend zur bestimmten Stunde wollten

wir uns an näher bezeichneter Place

treffen, wo er gegen Rückgabe der Ta-

sche seinen Lohn erhalten sollte. Als

Handgeld gab ich ihm zwanzig Mark,

wofür er sich die für seine Bekleidung

nöthige Mühe in erster Linie beschaf-

fen sollte.

Ich kalkulierte, daß er am Abend

überhaupt nicht kommen würde, aber

aber, wenn ja, dann nur mit gewalt-

sam geöffneter Tasche, denn er würde

sich sagen, daß die Tasche, wenn ich

ihm zweihundert Mark versprochen

hatte, mindestens das Zehnfache werth

sei — und das wollte ich. Würde er

dann — sich gefoppt sehen — denn

überraschung, Schreden und Jörn

heucheln?! Eben gab mir der Beamte

die letzten Marken. In diesem Augen-

blick spürte ich den Druck einer Hand

auf meiner Schulter. Instinctiv

streckte ich beide Hände hin, um mir

geduldig Handschellen anlegen zu las-

sen; denn ich erwartete nichts anderes,

als in das triumphirende Gesicht eines

Kriminalbeamten zu sehen. Doch

nein! Statt dessen grünte mich das

breite, gutmüthige Gesicht Jeans, des

Hotelbiener, aber des wirtlichen Ho-

telbiener, an.

„Herr Lehmann,“ schmunzelte er,

„es ist noch ein Einbrief für Sie an-

gekommen.“

Ich riß ihm das Papier aus der

Hand — ein Brief meiner Mutter.

„Welch glückliche Fügung,“ dachte ich,

„nun kann ich mich in aller Ruhe be-

stehen lassen.“ Ich bat Jean, etwas

zu warten, legte die Stelle, wo meine

Tasche stehen mußte, den Rücken zu

und begann hastig zu lesen.

Auf der ersten Seite stand nichts,

was von Wichtigkeit war, aber auf der

zweiten unten, da stand es in deut-

lichen festen Zügen, wenn es auch schien,

als ob die Buchstaben zu hüpfen be-

gännen; und was keine Wäsche an-

betrifft, so ist dieselbe gut angekom-

men, aber groß war unsere Befür-

zung, als wir beim Herausnehmen der

Kleider in der hinteren Tasche meines

Beinkleides meine Brieftasche mit fast

viertausend Mark Inhalt fanden. Es

stand dies unmöglich absehblich ge-

„Reserve hat Ruh!“

Stimme von W. L. v. Trotha.

Der letzte Kanonenschuß war in den

herblichen Fluren verhallt! Singend

und frohen Muthes zogen die Truppen

den Garnisonen zu, um theilweise bald

statt des Schwertes den Pflug oder

sonstige bürgerliche Erwerbshandwerk-

zeuge wieder zu ergreifen, und so hatte

es durch die Felder und Auen:

„Und wenn Europa Frieden hat,
Dann hat Reserve Ruh!“

Ein altes und doch stets freudig be-

grüßtes Lied, freudig begrüßt nament-

lich von denen, die nach mehrtägiger

Dienstzeit heimkehren zu Vater

und Mutter oder auch zu der sehnlich

wartenden Braut dahim!

Die letzte Nacht in der Kaserne war

vorüber, und noch einmal klang der

Trompeter zum Sammeln, aber die

Mannschaften sollten nicht mit gefällter

Lanze in den Feind hinein wüthend

hinausziehen aus den Räumen und Stäl-

len, in denen sie drei Jahre Luft und

Leid des Soldatenliebes durchgetostet

hatten. Gar mancher kam schwankend

des Schrittes aus dem Kasermenthor,

aber auch viele erschienen aus den

Ställen, wo sie dem treuen Thiere, das

sie in Freud und Leid getragen hatte,

noch einmal den Hals und die Kruppe

geklopft hatten, ihm einen letzten Ver-

abschied zwischen die sonst unter der

Kautare schäumenden Zähne geschoben

hatten. Noch ein Blick und mancher

dachte: „Wer weiß, ob wir uns wieder-

sehen?“ Noch ein letztes Hurrah

dem bunten Rock, und mit der Reit-

peitsche in der Faust zogen sie hinaus

„Reserve hat Ruh!“

„Reserve hat Ruh!“